

Die Sprache des Glaubens

Alphabetisierung mit der Bibel

von Thomas Söding, Wuppertal

1. Die religiöse Sprachnot

Die religiöse Sprachnot ist vielerorts groß. Wenn das Christentum, das auf Tradition beruht, an ein Ende kommt, tun sich vor allem diejenigen schwer, die in ihrem ganzen Leben nicht gewohnt sind, eine eigene Sprache zu sprechen und eigene Entscheidungen zu vertreten. Wenn eine Generation keinen Zugang zur Sprache des Glaubens gewonnen hat, ist die nachfolgende schlecht dran. Wer die Worte des Evangeliums nie recht gehört hat, in dessen Herz können sie nicht gedrungen sein.

Dies ist heute die Situation des Christentums in Deutschland, nicht nur im Osten, auch im Westen, Norden und Süden. Soll man die Bundesrepublik ein Missionsland nennen? Den Schwund des Glaubenswissens nur zu bejammern, ist keine Art. Dass die Sprache des Glaubens heute nicht mehr zu vermitteln sei, wird nur sagen, wen Angst und Frustration lähmen. Wer sich umschaute in der Welt der Literatur und der Kunst, der Musik, des Theaters und des Films dürfte nicht auf den Gedanken verfallen, die großen Erzählungen der Bibel würden niemanden mehr interessieren, die großen Wörter der Heiligen Schrift seien hohl, die großen Symbole Israels und der Urkirche verblasst.

Was not tut, ist eine Alphabetisierungskampagne. Was fehlt, ist religiöser Sprachunterricht. Kinder, die heute eingeschult werden, können meist nicht lesen, schreiben und rechnen; sie können auch immer häufiger nicht beten. Wenn sie die Grundschule verlassen, können sie lesen, schreiben und rechnen; sollten sie nicht auch beten können? Jugendliche müssen lernen, in der Welt der Medien, der Computerprogramme und Internetforen sich frei, verantwortlich, intelligent zu bewegen; sollten sie nicht auch die Chance haben, zu wissen, wie man sich in einer Kirche bewegt? Erwachsene müssen lernen, dass sie lebenslang lernen müssen, um den Anforderungen der Arbeitswelt gerecht zu werden; sollte Ihnen nicht Gelegenheit gegeben werden, in ihrem Glauben zu reifen und zu entdecken, dass die Lernprozesse im Christsein sie nicht behindern, sondern fördern und ihnen nicht abverlangt, sondern zu ihrem eigenen Nutz und Frommen angeboten werden? Viele Ältere ergreifen die Möglichkeit, nachdem die Kinder aus dem Hause sind oder die Berufsjahre ein Ende gefunden haben, endlich einmal das zu tun, was sie schon immer machen wollten; sollte hier nicht die Gunst der Stunde genutzt werden, um das Evangelium ins Gespräch zu bringen?

Wer seinen Glauben nicht ausdrücken kann, ist eingeschränkt in einer wesentlichen Dimension seines Menschseins. Er hat ein Recht, die Sprache des Glaubens kennen zu lernen. Analphabetismus ist kein moralisches, sondern ein soziales Problem. Die sprachlos Gewordenen haben nicht selbst Schuld, sondern leben in einer Notlage. Deshalb ist es eine diakonische Aufgabe erster Güte, denjenigen, die ihre Glaubenssprache vergessen oder nie beherrscht haben, Hilfe zur Selbsthilfe zu geben, damit sie ihre Sehnsüchte und Ängste, ihre Sorgen und Nöte, ihre Freude und ihr Glück, ihre Hoffnung, ihren Glauben und ihre Liebe vor Gott zum Ausdruck bringen können.

2. *Der Grundwortschatz des Glaubens*

Viele religionspädagogische und didaktische Programme kranken heute noch an der falschen und bequemen Erwartung, das, worum es im Glauben gehe, sei im Wesentlichen bekannt; in der Katechese und im Unterricht komme es eher darauf an, Freiräume im religiösen Denken zu öffnen, Kritikfähigkeit zu fördern, Problembewusstsein zu schärfen. Freiheit, Urteilskraft und Unterscheidungsvermögen sind Tugenden reifen Christseins Sie zu entwickeln, ist wichtig; sie können aber nur bei solchen Menschen entwickelt werden, die im Haus des Glaubens heimisch geworden sind. Wenn dies – ganz vorsichtig ausgedrückt – in unseren Breitengraden heute seltener als früher der Fall ist, stellen sich ganz neue Probleme; es ergeben sich aber auch ganz neue Chancen. Es mag erschütternd sein, im Erstkommunionunterricht Kinder zu sehen, die kein Kreuzzeichen schlagen können; ist es aber nicht auch eine Möglichkeit, ihnen das Symbol des Kreuzes – mit der Horizontalen und der Vertikalen, der Erinnerung an das Schicksal Jesu und der Hoffnung auf den Sieg des Lebens – in einer Weise nahe zu bringen, die ihrem Entwicklungsstadium angemessen ist? Wäre es nicht Verrat an diesen Kindern, ihnen oder ihren Eltern mit heimlichen Vorwürfen zu kommen und sie mit ein paar frommen Floskeln abzuspeisen, um ihnen im übrigen angenehme Gruppengefühle zu vermitteln? Wenn in einer Trauergemeinde nur der Priester oder der Diakon das Vaterunser sprechen kann – ist dann das Gebet weniger wert? Und ist es ausgeschlossen, die Angehörigen durch die ganz einfachen Zeichen der Liturgie, durch die Worte der Trauergebete und durch eine einfühlsame, verständliche, theologisch klare Ansprache jedenfalls in diesem Moment für das Geheimnis des lebendigen Gottes zu öffnen und ihnen so zu helfen, ihre Trauer wahrzunehmen und anzunehmen in der Hoffnung auf ewiges Leben?

Auch für die Profis ist die Herausforderung groß, die Glaubensvermittlung auf eine Weise zu elementarisieren, die nicht banalisiert, sondern konzentriert. Sie müssen entscheiden, womit in der Entwicklung des Glaubens anzufangen wäre und was zu den wesentlichen Lerninhalten gehören sollte. Im Sprachunterricht der Schulen ist es üblich, einen Grundwortschatz zu definieren. Sollte das im Religionsunterricht und in der Gemeindegatechese unmöglich

sein? Erfahrungen und Überlegungen gibt es durchaus. Die Konzepte sind verschieden und jeweils signifikant.

Setzt man auf einen Katechismus? Wenn er gut gemacht ist, kann er helfen, die wesentlichen Punkte und inhaltlichen Zusammenhänge der Glaubenslehre aufzufinden. Aber Katechismen sind nicht Originale. Sie sind insofern immer zweit-rangig, als sie sich auf die primären Quellen des Glaubens zurückbeziehen und nachträglich eine Summe ziehen. In der katholischen Kirche hat es leider nie einen didaktisch so klugen und spirituell so tiefen Katechismus gegeben, wie es zu seiner Zeit der „Kleine Katechismus“ Martin Luthers für die Kirchen der Reformation gewesen ist. Aber der beste Katechismus ist eher das Handbuch der Grammatik und das Vokabelverzeichnis als das Lesebuch selbst, das die Sprache lebendig werden lässt.

Die primären Quellen, die den Grundwortschatz des Glaubens erschließen und gleichzeitig die großen Geschichten des Glaubens erzählen, sind die Liturgie und die Bibel. Die Gebete und Lieder, die Zeichen und Gesten der Liturgie – nicht nur der Eucharistiefeier – sind in doppelter Weise elementare Glaubenssprache: Zum einen lautet ein alter, sehr gut begründeter Grundsatz besonders der orthodoxen, aber auch katholischer Theologie: *lex orandi – lex credendi*, frei übersetzt: Geglaut wird, was gebetet wird. Das Gebet ist nicht nur ein Ausdruck, sondern auch die Quelle des Glaubens. Zum anderen wird in der Liturgie der Glaube nicht zum Gegenstand des Nachdenkens, vielmehr ist die Liturgie – wie die Diakonie – die Praxis des Glaubens selbst. Die Sensibilität in den Gemeinden ist vielerorts groß, viel pädagogischen Aufwand zu treiben, um die Kinder und Jugendliche zur Liturgie hinzuführen; tatsächlich haben Heranwachsende viele Probleme mit der „abgehobenen“ Sprache z.B. der Hochgebete; auch viele Erwachsene erzählen, wie gerne sie Familiengottesdienste besuchen, weil die ganz einfache Sprache, den Glauben auszudrücken und zu erklären, sie selbst anspricht. Aber die Liturgie braucht nicht jeden Sonntag neu erfunden zu werden; auf Dauer leidet sie (und leiden die Kinder), wenn sie mit mehr oder weniger sinnvollen Zusatzsymbolen und Zusatz-Geschichten überfrachtet wird. Vor allem dürfen die Kinder und Jugendlichen nicht unterfordert werden. Die Gefahr einer künstlichen Infantilisierung ist noch nicht überall erkannt.

In der Liturgie spielt die Bibel eine große Rolle. Nicht nur in den Lesungen, sondern auch in den Texten der Lieder und Gebete ist sie allenthalben präsent. Die Perikopenordnungen sind Gegenstand permanenter Diskussionen, gerade bei denen, die sich z. B. für Kinder- und Jugendgottesdienste engagieren. Scheinbar unpassende gegen passend scheinende Lesungen auszutauschen, ist eine beliebte Praxis. Ist sie auch gut? Ist die Versuchung nicht allzu groß, sich die biblischen Texte so passend zu machen, dass sie möglichst wenig den reibungslosen Ablauf der Pastoral stören? Ist es nicht auch ein wichtiges und verständliches Zeichen, an einem Sonntag genau den Bibeltext zu lesen, der in allen anderen katholischen Kirchen auf der ganzen Welt auch gelesen wird?

3. *Biblischer Sprachunterricht*

Dass die Bibel den Grundwortschatz des Glaubens birgt, hat die katholische Kirche beim Zweiten Vatikanischen Konzil neu entdeckt. Man braucht nicht zu behaupten, dass es nach den biblischen Zeiten keine Offenbarung, keine authentische Gotteserfahrung, keine verbindliche Lehre mehr gegeben hätte; eine solche Vorstellung wäre grotesk. Aber das eine lässt sich auch heute gut verstehen: dass die Schriften des Alten und Neuen Testaments vom heiligen Geist Gottes durchweht sind und dass dieser Geist die Männer und Frauen, denen sich die biblischen Schriften verdanken, bewegt hat, auf eine Weise Zeugnis vom Handeln und Wesen Gottes abzulegen, dass Menschen an ihnen zu allen Zeiten erkennen können, wer Gott ist und worin sein Wille besteht. Für Christen ist das Handeln Gottes in Jesus Christus, seiner Menschwerdung, seinem Wirken, seinem Tod und seiner Auferweckung, alles entscheidend. Deshalb sind sie um ihres Glaubens willen auf die ursprünglichen Zeugnisse Jesu Christi und des urkirchlichen Lebens angewiesen, die im Neuen Testament gesammelt sind. Gleichzeitig gehören aber auch die heiligen Schriften jenes Volkes zur christlichen Bibel, dem Jesus selbst angehört hat: Er selbst hat sie gelesen, gebetet und ausgelegt hat; ohne das Alte Testament hätte das Neue keine Wurzeln. (Die Päpstliche Bibelkommission hat in ihrer jüngsten Publikation „Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel“ daran erinnert und auch für schwierige Problem, wie wir Christen das Alte Testament lesen können und vom Gottesvolk der Juden reden sollen, gute Lösungsvorschläge unterbreitet).

Die Orientierung an der Bibel und in der Bibel fällt aber nicht leicht. Eine übliche Bibel hat ca. 1500 eng bedruckte Seiten. Die katholischen Bibelausgaben versammeln nicht weniger als 73 Bücher, 46 im Alten und 27 im Neuen Testament. Die Übersicht zu behalten, ist außerordentlich schwer. Eine kompetente „Bibel für Einsteiger“ gibt es noch nicht. Viele haben sich vorgenommen, einmal die ganze Bibel von vorn bis hinten durchzulesen. Die wenigsten haben durchgehalten. Folgt man der Genesis und den ersten Exodus-Kapiteln noch leicht und gern, wird es nach den Zehn Geboten in Ex 20 für christliche Leser mühsam und langatmig. Was sollen sie, fragen viele, mit all den Gesetzesvorschriften aus Zeiten, die längst vergangen sind, und mit den Regeln des jüdischen Kultes, die im Christentum doch keine Bedeutung mehr haben? Selbst wenn man bei genauerem Zusehen dieses Urteil erheblich modifizieren wird, bleibt die Orientierungsschwierigkeiten.

Die Bibelwissenschaft macht die Sache nicht unbedingt leichter. In den letzten 50 Jahren hat sie sich vor allem für die kleinen Text-Einheiten interessiert und durch hoch komplexe Analyseverfahren immer mehr und immer ältere Vorstufen des Bibeltextes zu eruieren versucht. Menschen ohne Hebräisch- und Griechisch-Kenntnisse können dies längst nicht mehr nachvollziehen. Außerhalb der Exegetenzunft ist das Interesse für derartige Operationen begrenzt. Innerhalb wachsen die Zweifel, wie gut begründet die

zahlreichen (und widersprüchlichen) Hypothesen sind, besonders beim Alten Testament. Die Einsicht bricht sich Bahn, dass auch der biblische Text in seiner Endgestalt aller exegetischen Aufmerksamkeit wert ist. Gewiss droht schon wieder die Gefahr, unhistorisch zu werden und die Bibeltexte ihrer traditionsgeschichtlichen Tiefenschärfe zu berauben. Aber die Zeit ist reif für ein neues Bündnis zwischen Exegese und Bibelpastoral auf der Basis des kanonischen Textes, der im Gottesdienst gelesen, im Unterricht verwendet und von allen unvoreingenommenen Betrachtern als verbindliche Heilige Schrift wahrgenommen wird.

Das setzt in der Bibelwissenschaft wie in der Bibelpastoral ein Umsteuern voraus. Das Interesse war (und ist) hier wie dort häufig auf Problemfelder diesseits und jenseits der Schrifttexte gerichtet: Welche Geschichte spiegeln sie und setzen sie voraus? Welche Probleme werfen sie auf und wie können sie heute gelöst werden? Wie stellt sich die gegenwärtige Situation im Licht des Bibeltextes dar? Solche Fragen sind und bleiben wichtig. Aber sie treten zurück, wenn zunächst einmal die Bibelkenntnisse selbst gefördert werden müssen. Nicht *über* die Texte zu sprechen, sondern tiefer *in* sie einzudringen und länger *mit* ihnen umzugehen, müsste die Devise sein, genauer zu lesen, genauer hinzuschauen, genauer wahrzunehmen. Alle Techniken, die Lesegeschwindigkeit herabzusetzen, sind wichtig. Ob Kinder, Jugendliche oder Erwachsene die Szenerie biblischer Texte malen, ob sie biblische Szenen nachspielen, ob sie zu Schreibmeditationen finden, Klangbilder arrangieren, ob sie Musik hören oder Bilder betrachten – alle Hilfsmittel, die es erlauben, tiefer in die religiöse Welt der biblischen Texte einzudringen, sollten willkommen sein. Wer die Gabe hat, biblische Geschichten frei nachzuerzählen, sollte keine Scheu vor der Heiligkeit der Texte haben. Die Bibel ist in einer Kultur mündlicher Überlieferung gewachsen. Viele biblische Texte, nicht zuletzt die Gleichnisse Jesu, sind von Anfang an darauf angelegt, dass sie frei nacherzählt werden, unter Beibehaltung der Haupthandlung und der Erzählstruktur, aber in voller Freiheit zu text- und situationsgerechten Adaptionen.

4. Die große Erzählung der Bibel

So reich die Bibel an verschiedenen Büchern ist, so vielseitig, vielfältig und vielförmig – sie bildet auch eine Einheit. Das Alte und Neue Testament fügen sich zu einer großen Gesamterzählung. Die Bibel beginnt bei Adam und Eva – und noch vor dem ersten Menschenpaar, weil sie die ganze Welt in den Blick nimmt. Durch die moderne Physik ist der biblische Schöpfungsbericht in keiner Weise widerlegt; vielmehr wird viel deutlicher, was er eigentlich zu sagen hat: dass die Welt weder ein Gefängnis ist noch ein Laboratorium für Menschenversuche, weder ein riesiges Vergnügungszentrum noch ein Exerzierfeld, sondern Gottes Schöpfung, geschaffen für Mensch und Tier, für

Himmel und Erde, für Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Licht und Finsternis.

Die Bibel ist aber auch realistisch: Sie verspricht nicht das Paradies auf Erden, sondern weiß und sagt, dass wir Menschen jenseits von Eden leben: sterben müssen, schuldig werden, leiden und andere leiden lassen, sicher auch Gutes tun und Glück haben und Freude bereiten, aber nicht das Gute gegen das Böse aufrechnen können. Mit der Erzählung, wie Gott die Menschen erschaffen hat, ist sofort die Erzählung vom Sündenfall verbunden: Adam und Eva sind der Versuchung erlegen, sein zu wollen wie Gott, also nicht nur das Gottsein Gottes zu leugnen, sondern auch das eigene Menschsein nicht zu akzeptieren. Die alttestamentlichen Bücher der Geschichte und der Prophetie führen die Folgen an vielen, vielen Beispielen vor Augen: von guten Menschen, denen Böses widerfährt, von Faulpelzen, die einfach Glück haben, von Mächtigen, die stürzen, und Armen, die zugrunde gehen, aber auch von Königen, die Achtung vor Gott und den Menschen haben und deshalb wissen, das sie kein Gott sind, und Armen, die reich beschenkt werden und dennoch sterben müssen.

Die Bibel ist aber nicht nur ein Stück Welt-Literatur, das wie kein zweites die Höhen und Tiefen menschlichen Lebens beschreibt. Es ist vor allem *das* Zeugnis der Erkenntnis des *einen* Gottes, der heilig und gerecht ist, barmherzig und voll Erbarmen. Deshalb gibt es, wie das Alte Testament allmählich auszusagen wagt, die Hoffnung, dass es ein Jenseits menschlicher Schuld und Not gibt: das Reich Gottes als Reich der Gerechtigkeit, des Friedens und des ewigen Lebens. Von dieser Hoffnung ist das Neue Testament geprägt – und dass es Jesus ist, der sie bezeugt und verwirklicht. Jesus Christus ist die „Mitte“ der ganzen Heiligen Schrift des Alten und des Neuen Testaments. Er ist es nicht deshalb, weil angenommen werden müsste, dass die ursprüngliche Aussageintention auch der alttestamentlichen Bibeltexte immer schon eine christologische war; dächte man so, würde man das biblische Glaubenszeugnis verflachen. Jesus Christus ist die „Mitte“ der Schrift, ihr Gravitationszentrum und Fluchtpunkt vielmehr insofern, als er, der Messias, nicht eine menschliche Idee ist oder das Produkt einer genetischen Entwicklung, sondern von Ewigkeit her der Sohn Gottes, der Gottes Plan entspricht, den er schon vor Erschaffung der Welt hatte, weil er seinem Gottsein entspricht.

Deshalb endet das Neue Testament nicht mit einem Blick in die dynamische, hoffnungsfrohe, aber vielfach auch mittelmäßige und bisweilen fragwürdige Geschichte der Kirche, sondern – wie das Alte Testament – mit einem Ausblick auf das, was noch zu hoffen ist: die Vollendung des Heiles, die der Seher Johannes in das Bild des vom Himmel herabkommenden und die ganze Erde erneuernden Jerusalem fasst. Das Ende der Bibel greift auf den Anfang zurück: die Wasserströme und die Bäume des Paradieses haben Platz im himmlischen Jerusalem. Aber das Neue ist doch ganz neu; die Geschichte kann nicht noch einmal mit einem zweiten Sündenfall von vorn beginnen, sondern Heil und Leben haben ewige Dauer.

Wenn es richtig ist, dass die große Erzählung heute keineswegs mehr so bekannt ist, wie früher, macht es keinen Sinn, im anstehenden Alphabetisierungsprogramm sofort auf die Suche nach Neuentdeckungen zu gehen und in einer der vielen hoch interessanten Nischen und Winkel im Haus der Heiligen Schrift stecken zu bleiben. Es könne sich vielmehr herausstellen, dass auch die großen Texte der Bibel – von der Genesis bis zu den Evangelien – für viele Neuland sind: mit der großen Möglichkeit der Didaktik und der Katechese, Bekanntschaften zu vermitteln, die belastbar und bereichernd sind. Es lässt sich dann aber auch an vielen „kleineren“ Texte – an Tobit oder an Jona, am Hirtenpsalm 23 oder am (weihnachtlichen) Hoffnungsbild Jes 9, am Gleichnis vom Verlorenen Sohn oder vom Guten Hirten (Joh 10), an der Geschichte der Jerusalemer Urgemeinde oder der Bekehrung und Berufung des Paulus– im Teil das Ganze des biblischen Evangeliums von der Schuld und Not der Menschen und der alles überragenden und verwandelnden Gnade Gottes aufweisen.

Eine diakonische Bibelpastoral der Zukunft hätte ausgerichtet zu sein auf die Alphabetisierung der Kleinen, der Unmündigen, der Tauben und Stummen, die in den Augen Gottes offensichtlich so wichtig und die dem Herzen Jesu augenscheinlich so nahe sind. Das Ziel der Alphabetisierungskampagne bestünde darin, denen, die längst resigniert haben oder gar nicht mehr ahnen, was ihnen fehlt, wenn ihnen der Glaube nicht zugänglich geworden ist, Zugang zur Glaubenssprache der Bibel zu verschaffen und damit Zugänge zu den Wurzeln ihrer eigenen Identität, sodass sie – wie Paulus es im Römerbrief schreibt – nicht nur in unaussprechlichen Seufzern (die Gott gewiss hört) ihre Sorge und Hoffnung artikulieren können, sondern in der Freiheit der Kinder Gottes, sagen: „Abba, lieber Vater“.

Weiterführende Literatur:

Thomas Söding., Mehr als ein Buch. Die Bibel begreifen, Freiburg - Basel - Wien 2001